

Zeitschrift: Gesundheitsnachrichten / A. Vogel
Herausgeber: A. Vogel
Band: 38 (1981)
Heft: 6

Artikel: Berechtigte Klage des Meeres
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-970108>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wem dient der Lärm als Ausgleich?

Lärm dient bei vielen Menschen als einziges Mittel, um innere Leere und Angst vertreiben zu können. Sogenannte Strandpiraten schleppen daher ihren Transistorradio ständig mit sich herum, was allerdings bei solchen Typen begreiflich ist. Aber unverständlich wirkt es sich aus, wenn sogar Gärtnner und Landwirte glauben, das fehlende Interesse an der Arbeit durch solch schreiende Ablenkung ersetzen zu können. Das gehört bereits zu jener Arbeitsmoral, die der Verbesserung bedarf, denn in der Regel leidet darunter auch die Leistung. Es ist schon ein empfindlicher Nachteil, wenn Menschen durch unverschuldete Lärmeinwirkung fehlerhaft zu arbeiten beginnen, während dies in ruhiger Umgebung für sie nicht der Fall ist. Dies konnte durch entsprechende Prüfungsergebnisse festgestellt werden. Warum soll man dann freiwillig, wenn auch keineswegs rechtmässig, seine pflichtgemässen Aufmerksamkeit durch irgend-

welche ablenkende Zerstreuungsmanöver abschwächen? In Zeiten, die noch gesunder waren, wies ein geläufiges Sprichwort auf diese Gefahr hin, lautete es doch: «Morgengesang macht den Tag lang». Unterhaltung wurde daher erst nach zufriedenstellender Tagesarbeit gebilligt. Wenn man das Interesse an der Arbeit verlor, konnte man sich tagsüber nur noch herumlangweilen. Auch der Rhythmus, der den Lärm begleitet, kann sich als schädlich erweisen. Der moderne, gehackte Rhythmus, den man zumeist dem Urwaldleben entlehnte, wirkt viel aufreibender als harmonische Musik, auch wenn deren Lautstärke beanstandet werden könnte. Die unliebsamen Lärmeinflüsse, denen wir nicht ausweichen können, werden mit der Zeit gesundheitliche Schädigungen zur Folge haben, mit denen sich die Gesundheitsämter notgedrungen werden abgeben müssen, denn durch dauernde Lärmeinwirkung wird auch der gesamte Mineralstoffwechsel gestört.

Berechtigte Klage des Meeres

Noch vor 25 Jahren erhob das Meer keine Klagen gegen uns Menschen. Damals konnte ich mich unbesorgt in der Südsee an der Wunderwelt der Korallenfelder erfreuen, wenn ich, ausgerüstet mit einem Schnorchel, sie begeistert durchschwamm. Ich war darob so benommen und entzückt, dass mich der zauberhafte Wundergarten des Meeres mit überwältigender Macht antrieb, den Schöpfer solchen Reichtums an Schönheit von Farben und mannigfaltigen Lebensformen aus dankbarem Herzen zu lobpreisen. Unwillkürlich kamen mir dabei die Dichterworte in den Sinn: «Trinkt o Augen, was die Wimper hält», fuhr dann aber fort, mein Erleben damit zu verflechten, nämlich: «von dem reichen Überfluss der Meereswelt!» Tatsächlich, wer das zum ersten Male sah, konnte nicht genug staunen! Die Überfülle an Farben und Formen endete nicht mit dem, was uns die Korallen darboten, denn um sie herumgleiteten mit schwebender Anmut Fische in den verschiedensten Grössen. Bis zu den

Allerkleindesten glänzten sie in schillernder Farbenpracht, einfach erstaunlich! Eine tiefe erholende Stille herrschte in diesem submarinen Paradies, das man sich zuvor nie in dieser überwältigenden Art hätte vorstellen können. Da wimmelte nun das Leben auf verschiedenartige Weise, so wie dies einst das Schöpfungswort angeordnet hatte.

Ein gediegenes Schauspiel

Lange verhielt ich mich still in schwebender Lage, um das eigenartige Schauspiel, das sich mir kostenlos darbot, in vollem Masse geniessen zu können. Hunderte von neugierigen Fischen beschnupperten meine ungewöhnliche Gestalt und schienen mich förmlich zu bestaunen. Was war los mit diesem unbekannten Erdenbruder, der sich ebenso stumm wie sie an allem zu erfreuen vermochte? Oft stiessen sie mit ihrer Nase gegen das Schauglas der Taucherbrille, Schleierfische schwieben um mich herum, ohne dass ich mich vor ihnen

gehütet hätte, obschon sie bei blosser Berührung ein gefährliches Gift ausströmen. Aber das war mir damals noch unbekannt. Ich hatte nur das Glück, dass mir keiner zu nahe kam. Auch die ebenso giftigen Feuerfische schienen mir völlig harmlos zu sein inmitten des mannigfachen Lebens, das sich in diesem wunderbaren Naturaquarium abspielte. Hier sah ich erstmals Seeameonen und Seeigel. Vor den grossen, gelben Kugelkorallen hatten mich meine polynesischen Freunde gewarnt, weil auch deren Berührung für mich hätte verfänglich werden können. Auch die Fächerkorallen bestaunte ich, sowie jene, die wie riesige Hirschgewehe aussehen. Polypen lernte ich kennen, vor allem kleinere und grössere Tintenfische. Deren farbige Ausscheidung hatte ich zwar bereits in homöopathischer Verdünnung als Heilmittel schätzen gelernt. Alles wimmelte da scheinbar bunt durcheinander, obwohl dabei eine gewisse Ordnung zu herrschen schien, die man jedoch erst mit der Zeit zu erfassen vermochte. Das Wasser war kristallklar und der weisse Muschelsand widerspiegelte die eindringenden Sonnenstrahlen.

Schwamm man über den Rand des Riffes hinaus, bis dahin, wo die Wellen sich als Brecher ausrollten, ging es tief und steil hinunter und grosse Fische wurden sichtbar. Die nicht ungefährlichen Muränen sah man im Schutze ihrer Löcher angriffsbereit, um sich auf eines ihrer Opfer stürzen zu können, sobald ein solches in die Nähe kam. Heute hätte ich den Mut nicht mehr, über ein solches Riff zu schwimmen, aber oftmals hat man im Leben mehr Glück als Verstand, so dass man an unbekannten Gefahren ungeschoren vorbeikommt. Sobald man sie aber als solche kennt, wird man vorsichtiger und meidet sie. All diese faszinierenden Erlebnisse inmitten des Korallengartens der Südsee sind für mich ein Reichtum an Erinnerungen, für die ich nichts Gleichwertiges auffinden kann.

Bittere Anklage gegenüber der Neuzeit

Um so schmerzlicher empfand ich kürzlich die Berichte von Cousteaus Forschungs-

fahrten mit der «Calypso», die er in vielen Teilen der Weltmeere hatte vornehmen können. Dabei stellte er fest, dass Tausende von Hektaren der herrlichen Korallenfelder am Absterben sind. Die Ursache dieser traurigen Zustände liegt in der Verschmutzung durch den Zivilisationsmüll, da dieser gefährliche Abfall heute in Tausenden von Tonnen dem Meere übergeben wird. Stimmen damit nicht die bekannten Worte aus der biblischen Offenbarung betreffs der beängstigenden Lage unserer Zeit überein? Sie heissen, unmissverständlich ausgedrückt «Wehe der Erde und dem Meere, weil der Teufel zu euch hinabgekommen ist und grosse Wut hat, da er weiss, dass er nur eine kurze Frist hat!» Er muss sich demnach beeilen, alles zu verderben und zu zerstören. Neben den Warnungen von Cousteau, diesem einsichtigen, französischen Tiefseeforscher, hat sich auch unser Schweizer Ozeanologe Prof. Piccard warnend geäussert, weil die als Plankton bekannten Meerpflanzen in Gefahr stehen, langsam zugrunde zu gehen, wenn die stete Vergiftung der Meere durch die Chemie und Industrie nicht entschieden gestoppt wird. Plankton ist die Lebensgrundlage für alle Meertiere und nicht zuletzt auch für den Menschen. Plankton erzeugt nämlich fast zwei Drittel des Sauerstoffes, der für das Leben auf der Erde notwendig ist. Wenn es mit der Verschmutzung und Vergiftung der Meere so wie bis anhin weitergeht, dann ist es nur eine Frage der Zeit, bis das Pflanzenleben im Meere seiner völligen Vernichtung entgegengeht. Prof. Piccard stellte fest, dass der Sauerstoff nach etwa 20 Jahren nicht mehr ausreichen wird, um das Leben im Meer und auf der Erde weiterhin zu ermöglichen.

Die Aussicht sicherer Lösung

Da die Menschheit von Selbstsucht geblendet ist, wird es sehr fraglich sein, ob sie nicht schliesslich doch noch Vernunft annehmen wird? Hören wir das Klagen der Meere nicht, weil ihre kostbare Reinheit durch geschäftliche Machtgier verdorben

worden ist? Wird es überhaupt möglich sein, dem angekurbelten Unheil noch machtvoll Halt zu gebieten? Die allgemeine Furcht, die dieser Ohnmacht entspringt, kann schliesslich nur noch durch die Allmacht dessen, der alles mit Weisheit, Kraft und mit dem Ausdruck erhabener Schönheit erschaffen hat, gebannt werden. Noch

ist die Erde mit ihren Meeren sein Eigentum, und wenn sie jemand dem Untergang entreissen kann, wird es durch seinen Willen und seine Macht geschehen, ohne dass irgendwelcher Einspruch dagegen erfolgreich sein könnte. Das kann die Zuversicht jener stärken, die nach gerechter Lösung Ausschau halten.

Im Freundeskreis wilder Pflanzen

Was abseits unseres üblichen Lebensweges liegt, nennen wir in der Regel wild, weil wir es nicht hegen und pflegen können, wie all das, was uns umgibt. Aber so, wie wir Freunde, denen wir nur selten begegnen, nicht abschreiben, weil sie uns vertraut geblieben sind, so erfreuen uns jeweils auch die wilden Heilpflanzen, deren Wirksamkeit wir erlebt und daher nie vergessen haben. Wie wir alte Freunde freudig begrüssen, wenn wir unerwartet mit ihnen zusammenstossen, so wissen wir Freunde aus dem Blumenreich zu schätzen, wenn wir uns irgendwo in fremden Landen aufhalten mögen. Welche Vertrautheit leuchtet uns in ihnen entgegen, denn durch sie fühlen wir uns heimatisch angesprochen, auch wenn wir von der heimatlichen Erde entfernt sein mögen. Wie ein Wunder erlebte ich solche Begegnungen jeweils. Als ich einmal auf einer tropischen Insel einen Berg bestieg, war ich freudig überrascht, als ich eine Breitwegerichtpflanze auf meinem einsamen Pfad entdeckte. In Gedanken fragte ich ihn: «Wo kommst denn du her?» Da ich keine Antwort erhielt, forschte ich in meinem Gedächtnis nach und fand die Erklärung, warum er nicht nur bei uns, sondern auch in diesem Tropengebiet hatte heimisch werden können. Bekanntlich erträgt diese Pflanze viel Hitze, und da sich unter der farbigen Bevölkerung jener Gegend auch aufgeweckte Beobachter befinden, blieb diesen der Wert der Pflanze für ihre Verhältnisse und Bedürfnisse nicht verborgen. Wenigstens verwendet man sie dort mit Erfolg gegen Tropengeschwüre, bei uns auch bekannt als Ulcera tropica. Sie haben erfahren, dass der Breitwegerich Wunder wirken kann, wenn man ihn roh

gequetscht auf die verschiedensten Geschwüre auflegt. Mögen diese irgendwelcher Ursache entspringen und noch so schlimm sein, wenn man die Geduld für eine längere Anwendung nicht aufgibt, werden sie schliesslich völlig verschwinden. Die erreichte Heilung beweist demnach, dass sich die ausdauernde Pflege lohnte. Solcherlei Erfolge sind besonders dort erfreulich, wo man darauf angewiesen ist.

Vielseitige Begegnungen

Als ich einst Gelegenheit hatte, im heutigen Israel dem Berg Nebo einen Besuch abzustatten, weil er mich interessierte, da dort laut historischem Bericht der betagte Moses der unermüdliche Führer seines Volkes, gemäss göttlicher Weisung den Tod zu erwarten hatte, war ich nicht wenig erstaunt, in jener Einsamkeit an heimathliche Gefilde erinnert zu werden. Dies war der Fall, weil ich zwischen den Mauern einer Ruine eine Schafgarbe entdeckte, die zwar nicht weiss und rosa blühte, wie bei uns in den Bergen, sondern gelbe Blüten aufwies. Zur Prüfung kostete ich die fiedrigen Blättchen und fand sie im Geschmack genau so würzig wie die unseren.

Nicht allzuoft begegnet man auf unseren Weiden dem zierlichen Tausendguldenkraut mit seinen hübschen Blüten in sanftem Rot. Aber auch im Atlasgebirge fehlte diese Heilpflanze auf den Schafweiden nicht. Die Berber, die dort noch einfach und natürlich leben, wissen deren heilwirkende Bitterstoffe gegen überschüssige Magensäure anzuwenden, weil sie durch Erfahrung entdeckt haben, dass die lästige Störung dadurch besser behoben werden kann als durch irgend etwas anderes.